

Dies academicus, 1. Dezember 2018

Begrüssung des Rektors Prof. Dr. Christian Leumann

Es gilt das gesprochene Wort

Ich begrüsse Sie herzlich zur 184. Stiftungsfeier der Universität Bern hier im Stadttheater. Sie mögen sich vielleicht fragen, wie wir ausgerechnet auf das Stadttheater als Ort der Feier gekommen sind. Nun, das Theater und die Universität sind enger verknüpft als vielen von Ihnen bekannt sein mag: In den Geisteswissenschaften befassen wir uns in Lehre und Forschung mit dem geschichtlichen, theoretischen und dramaturgischen Wesen des Theaters. So gibt es bei uns ein Institut für Theaterwissenschaft und einen Bachelor- und Masterstudiengang in Theater- und Tanzwissenschaft. Das scheint uns Legitimation genug, einmal im Stadttheater Bern zu Gast zu sein.

Par le passé, j'ai plusieurs fois profité de ce discours pour vous parler des succès de notre institution en matière de recherche, du développement des thèmes clés, de nos excellents centres de recherche ou encore du positionnement national et international de l'université. C'était également pour moi l'occasion d'aborder les défis à relever - défis dus notamment au nombre croissant d'étudiantes et d'étudiants, à nos besoins financiers et aux questions liées à l'infrastructure. Dans le contexte susmentionné, j'ai souvent placé la recherche au-devant de la scène.

Mais n'oublions pas que nous sommes une université et pas un centre de recherche. Une université, qui d'ailleurs fait partie du pour cent des meilleures universités au monde, se doit se faire quelques réflexions critiques quant à l'avenir de l'enseignement.

Pour continuer d'occuper les premiers rangs, il s'agit de recruter les meilleures étudiantes et étudiants pour faire face à la concurrence. Ces jeunes gens qui sortent tout juste de leurs études secondaires ne choisissent pas obligatoirement la meilleure université en matière de recherche, mais celle dont la formation les préparera au mieux à un parcours et une carrière professionnels réussis.

Und um ein Thema kommt man heutzutage nicht herum: Die Digitalisierung. Sie wird unsere Gesellschaft tiefgreifend und in allen Bereichen verändern und dies in einer nie dagewesenen Geschwindigkeit. Doch sind wir als Universität auf diesen Wandel vorbereitet? Was tun wir eigentlich, um die kommende Generation auf diese Herausforderung vorzubereiten?

Diese Frage bewegt nicht nur uns, sie bewegt auch die Politik. Frau Regierungsrätin Häsliger wird in ihrer Ansprache dieses Thema denn auch aus der übergeordneten, bildungspolitischen Perspektive beleuchten.

Als Universität sollte es zu unseren Aufgaben gehören, aufzuzeigen, wie man in solchen disruptiven Entwicklungsprozessen sowohl als Individuum, als auch als soziale Einheit bestehen kann. In der

Entwicklung der Lehre geht der öffentliche Diskurs meines Erachtens im Moment zu stark in die technische Richtung. Welches sind die besten Lehrformen und digitalen Instrumente, die zu implementieren sind? Massive Open Online Courses, Inverted Classroom, videounterstützte Lehre, Podcasts, künstliche Intelligenz und vieles mehr.

Sicher, die technologische Entwicklung gibt uns neue Mittel in die Hand, die wir unbedingt adaptieren, erweitern und zielgerichtet einsetzen sollen. Doch es sind Werkzeuge. Die wichtigsten Fragen beziehen sich aber auf die Lehrinhalte.

Wissen wir genug darüber, wie die Generation der «Digital Natives» als Konsequenz des täglichen, intensiven Umgangs mit den sozialen Medien Wissen aufnimmt und verarbeitet? Wissen wir genug über den Wandel der Berufsbilder, die hinter unseren Ausbildungsgängen stehen, ja sind sie heute noch aktuell? Sind unsere StudienabgängerInnen agil genug, um sich in einer rasch wandelnden Arbeitswelt zurecht zu finden?

Die «Digital Natives»

Aus dem Kreis der Dozierenden höre ich häufig Klagen über den Zerfall der naturwissenschaftlichen und sprachlichen Grundkenntnisse unserer MaturandInnen. Doch letztere sind erwiesenermassen nicht weniger motivierbar und auch nicht weniger intelligent als jene der Vorgenerationen. Aber sie funktionieren nach einer anderen Logik. Das fordert nicht nur die Gymnasien heraus, deren Aufgabe es nicht sein kann, die angehenden Studierenden so zu bilden wie die letzte Generation. Das fordert auch die Universitäten, die nicht mehr wie bis anhin lehren können, ohne sich auf die neue Generation einzustellen. Wichtig ist, dass die Schnittstelle zwischen Studium und Gymnasium stimmt. Das braucht Anstrengungen von beiden Seiten.

So wie in der Forschung und Wirtschaft die digitalen Daten von Individuen das Gold der Zukunft sind, so bleiben für uns die Studierenden als Menschen das Gold, das es zum Glänzen zu bringen gilt. Wir müssen darüber nachdenken, wie wir in unseren aktuellen Studiengängen für das Andere und das Fehlende Platz schaffen. Man muss diesen Platz freispielen durch Konzentration auf das Wesentliche, Mut zur Lücke und durch Anleitung der Studierenden, sich fehlendes Wissen mittels der geeignetsten Werkzeuge zu holen und intellektuell zugänglich zu machen. Die Vermittlung des Wissens wird in Zukunft weniger im Vordergrund stehen, dafür mehr die Befähigung, sich Wissen situativ anzueignen.

Die Berufsbilder

Die allermeisten universitären Studiengänge sind auf ein Berufsbild ausgerichtet. Doch die Berufsbilder sind in Bewegung und werden zunehmend diffuser, breiter, variabler und kurzfristiger. Stimmen denn die unseren Studiengängen zugrundeliegenden Berufsbilder der Biologin, des Mediziners, der Wirtschaftswissenschaftlerin, des Literaturwissenschaftlers, der Politikwissenschaftlerin, des Ingenieurs, oder der Juristin mit der heutigen und morgigen Realität noch überein? Welche akademischen Werte und Eigenschaften sind in Zukunft für wandelnde Berufsbilder relevant? Sind die stark fakultär ausgerichteten Studiengänge noch zeitgemäss, oder braucht es zunehmend überfakultäre Kompetenzvermittlung?

Was tun?

Eine klare, naheliegende Anleitung zur Anpassung der Lehre auf die digitale Gesellschaft gibt es nicht. Genauso wenig gibt es Anlass zu übertriebenem Aktivismus in Form von Reformen auf der Basis nichtexistierender oder zu wenig belastbarer Grundlagen. Dennoch: Haben wir Mut und formulieren wir Pilotprojekte zur besseren Befähigung unserer Studierenden.

Erlauben Sie mir deshalb hier ein Gedankenexperiment zu einem fiktiven, neu zu konzipierenden, projektorientierten Masterstudiengang:

Eine Masterstudentin mit einem Bachelor in Biologie sucht auf einer gesamtuniversitären, digitalen Plattform für Masterarbeiten nach einem sie interessierenden Projekt. Sie wählt eine Arbeit aus, in welcher mithilfe der Genschere CRISPR-CAS 9 eine zentrale genetische Mutation in ein antibiotikaresistentes Bakterium eingebracht werden soll. Die entsprechende Forschungsgruppenleiterin bestimmt, welche Vorbereitungskurse aus dem fakultätsübergreifenden Vorlesungsangebot als Voraussetzung zur Durchführung des Laborexperiments nötig sind. Nach erfolgreicher Vorbereitung führt die Studentin das Experiment ebenso erfolgreich durch und absolviert damit ein erstes von zwei Projekten. Bei der Auseinandersetzung mit dem Werkzeug der Genschere hat sie gelernt, dass deren Nutzung ethische und rechtliche Fragen aufwirft.

Sie möchte diese vertiefen und sieht sich erneut auf der Projektplattform um. Sie findet eine Arbeit zum Thema «Ethische und rechtliche Grenzen der genetischen Veränderung menschlicher Embryonen». Unter Betreuung eines Ethikers und einer Juristin absolviert sie Kurse in allgemeiner Ethik, sowie in Straf- und internationalem Recht. Nach einem ergänzenden Literaturstudium schreibt sie den Aufsatz.

Ich möchte hier anmerken, dass ich diesen Text vor Bekanntwerden der Geburt der genetisch veränderten Zwillinge in China geschrieben habe.

Nach den beiden erfolgreich durchgeführten Projekten erhält sie einen Master of Science der Uni Bern. In ihrem CV und ihrem LinkedIn Konto gibt sie die durchgeführten Projekte detailliert an. Ein potentieller Arbeitgeber aus Akademie, Wirtschaft oder Politik, der an einer solchen Wissenskombination interessiert ist, wird dadurch problemlos auf sie aufmerksam.

Ein solchermassen fiktiver Masterstudiengang wäre auf viele andere Fächerkombinationen anwendbar und könnte die Vorteile einer Volluniversität voll zur Geltung bringen. Nach dem Niederschreiben dieser Zeilen habe ich selbst wieder Lust bekommen, zu studieren und überlege mir, nach meiner Emeritierung ein solches Masterstudium zu absolvieren, sollte es dann existieren.

Damit möchte ich meinen Exkurs in die Welt der realitätsnahen Fiktion beenden und gleichzeitig überleiten zur Ansprache unserer neuen Erziehungsdirektorin, Christine Häsler, die ich damit auch im weiteren Kreise unserer Universität ganz herzlich willkommen heisse.

Herzlichen Dank.

Bern, 1. Dezember 2018